

Von Monsterzüchtung

Der Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger ist ein Grenzgänger. Ihn treibt eine Frage um, der er mit wissenschaftlicher Akribie und philosophischem Hintersinn zu Leibe rückt: Wie entsteht Neues? Eben ist er in Zürich für sein Werk ausgezeichnet worden (Ausgabe vom 24.10.). Ein fächerübergreifendes Gespräch über Science-Fiction, Manipulation und Ideologie.

Herr Rheinberger, können Sie mit Science-Fiction etwas anfangen? Hans-Jörg Rheinberger: Das ist nicht mein Ding. Ich habe Zukunftsromane und Science-Fiction-Filme stets gemieden. Warum? Science-Fiction hat doch viel mit Science, also mit Wissenschaft zu tun. Rheinberger: Es wird der Eindruck erweckt, es gehe um eine von der Wissenschaft geprägte Zukunft, mithin um die Zukunft der Wissenschaft. Faktisch geschieht in Science-Fiction-Geschichten jedoch eine merkwürdige Fortschreibung der Gegenwart. Deshalb langweilen sie mich auch. Das Spannende an der Zukunft ist ja, dass sie das Nicht-Projizierbare, das Unvorhersehbare ist. Ihrer Ansicht nach werden in der Science-Fiction bloss die Ängste und Hoffnungen der Gegenwart verhandelt? Rheinberger: Ich würde es noch radikaler formulieren: Aus Science-Fiction-Entwürfen lässt sich auf die Vergangenheit schliessen. In ihnen setzen wir uns in Gestalt von Szenarien, die wir in die Zukunft projizieren, mit unserer unverarbeiteten Vergangenheit auseinander. Können Sie Beispiele nennen? Rheinberger: Die Lektüre liegt so lange zurück, dass ich mich nicht mehr entsinne. Was halten Sie von diesem Szenario: Eines nicht fernen Tages lassen sich Gedächtnis und Bewusstsein eines Menschen auf eine CD kopieren, man klonet den Menschen und scannt die CD in das Gehirn des Klons. Der neue Mensch ist mit dem alten identisch und hat sogar dasselbe Ich-Bewusstsein. So könnten wir ewig leben, und der Tod würde zu einer blossen Option. Rheinberger: Sollte mal etwas Ähnliches technisch machbar sein, dann bestimmt nicht in dieser antiquierten Form. Dann gäbe es längst keine CDs mehr, und man würde eine solche Gedächtnisübertragung wohl mit organischen Chips oder in einer heute noch unbekannten Form vornehmen. Doch ist es müssig, sich in Spekulationen zu ergehen. Wir wissen es nicht, und wir können es nicht wissen. Wenn Sie nichts auf Utopien von Literatur und Film geben – haben Sie selber eine Vorstellung, wie unsere Wissenschafts-Welt in zwanzig Jahren aussehen wird? Rheinberger: Ich habe mich nie im Utopischen bewegt, um Handlungsanweisungen für die Gegenwart zu erhalten. Man kommt aus der Gegenwart – der gegenwärtigen Art zu denken, zu wissen, zu handeln – nicht hinaus. Die Entwicklung der Wissenschaft kann man nicht als eine Bewegung auf etwas hin charakterisieren, sondern muss sie als eine Bewegung von etwas weg auffassen. Der amerikanische Wissenschaftshistoriker Thomas Kuhn hat die Wissenschaft zu Recht als einen von hinten getriebenen Prozess beschrieben.

Die Zukunft ist nicht das Einzuholende, sondern wird in einem ständigen Abstossungsprozess erzeugt. Aber einzelne Wissenschaftler werden doch von Zukunftsprojektionen getrieben. Ein klassisches Beispiel: der Mensch, der sich neu erschaffen kann. Rheinberger: Natürlich haben wir alle Vorstellungen, wie etwas sein könnte. Auch wissenschaftliche Experimente bedürfen bestimmter Vorstellungen, die durch sie verifiziert oder falsifiziert werden sollen. Das Treibende und Bleibende zeigt sich jedoch meist da, wo man es nicht erwartet. Insofern kann das Misslingen eines Experiments oder das Auftauchen eines Unerklärbaren in einem Experimentalsystem wichtiger sein als ein reibungslos funktionierender Ablauf. Mein Schreiben hat zum Ziel, auf diese Nebenschauplätze hinzuweisen und sie stark zu machen. Dabei darf ich als Wissenschaftshistoriker nicht der sich rückblickend einstellenden Illusion erliegen, als habe alles so kommen müssen, wie es kam. In Wahrheit spielen Unfälle und Zufälle eine grosse Rolle bei Entdeckungen. Das ist aus historischer Distanz gesagt. Können wir zu unserer Gegenwart ebenfalls eine solche Distanz einnehmen? Rheinberger: Nein. Im Übrigen garantiert selbst die historische Distanz keine Objektivität. Wenn man Geschichte betreibt, steht man nicht einfach ausserhalb des Geschehens, sozusagen auf einem Sockel, von dem aus man die ganze Szene überblickt. Man bleibt der eigenen Gegenwart stets verhaftet, ihren Instrumenten, Theorien, Einsichten, Irrtümern. Sie halten selbst im Gebiet der Wissenschaftsgeschichte nichts vom Credo, Aufgabe der Historiographie sei es, zu sagen, wie es wirklich war? Rheinberger: Das ist eine Ideologie. Der deutsche Philosoph Edmund Husserl hat gesagt: Das historisch Erste ist unsere Gegenwart. Selbst wenn wir wollten, können wir von unserer Gegenwart nicht abstrahieren. Wir können uns nur immer wieder neu über unsere Vergangenheit verständigen. Wir sehen ja auch, dass dies tatsächlich geschieht und sich die Bedeutung von Vergangenheit – manchmal sogar von Generation zu Generation – ändert. Wir sind in einem unabschliessbaren Neuschreibprozess gefangen. Es gibt doch wissenschaftliche Tatsachen – das Atom, das Gen –, die kein Wissenschaftler in Zweifel zöge. Rheinberger: Ich würde ergänzen: die heute kein Wissenschaftler in Zweifel zöge. Es ist nicht auszuschliessen, dass sich unser Weltbild in Zukunft radikal verändert. Kommen wir auf realistische Szenarien zu sprechen: Es ist davon auszugehen, dass der Mensch bald geklont werden kann – wenn er nicht schon geklont worden ist. Wie stehen Sie dazu? Rheinberger: Der Mensch hat sich längst zum eigenen Modellorganismus erklärt und experimentiert mit menschlichen Zellen. Einige Verfahren sind gesellschaftlich akzeptiert: In-Vitro-Fertilisation ist eine Reproduktionstechnik, auf die man mittlerweile ein Recht zu haben glaubt. Das reproduktive Klonen, eine andere Variante der Reproduktionstechnologie, wird indes gesellschaftlich geächtet. Die Frage ist nun, ob es sich hier bloss um graduelle Unterschiede handelt, oder ob es so etwas wie ein elftes Gebot «Du sollst nicht klonen» gibt. Ich fürchte, dass keine apodiktischen ethischen Gründe existieren, die uns das Klonen ein für allemal verbieten. Heisst das, dass Sie das reproduktive Klonen befürworten? Rheinberger: Absolut nicht. Obwohl ich keine apodiktischen Gründe angeben kann, die das Klonen von Menschen verbieten, habe ich das Gefühl, dass hier ein Tabu – etwa so wie

das Inzestverbot – gebrochen würde. Das gilt nicht für das therapeutische Klonen. Da bin ich pragmatisch. Was für einen Menschen in einer bestimmten gesellschaftlichen und geschichtlichen Situation ein Tabu ist, kann für einen anderen Menschen in einer anderen Situation in Ordnung sein. Rheinberger: Das könnte sein. Das könnte aber auch nicht sein. Wir müssen uns jedenfalls auf einen gesellschaftlichen Konsens einigen. Persönlich fände ich es eine Horrorgeschichte, das reproduktive Klonen zu erlauben. Ich wäre dafür, es zu kriminalisieren. Kein vernünftiger Wissenschaftler kann angesichts des aktuellen Wissensstandes sagen, was dabei herauskäme. Reproduktives Klonen ist Monsterzüchtung. Sollte sich ein Wissenschaftler dennoch daran wagen, könnte er sagen: Es braucht mutige Menschen in der Wissenschaft, der Zweck heiligt die Mittel. Rheinberger: Das sind stets dieselben Argumente, das hatten wir schon bei der Entwicklung der Atombombe. Ich sehe keinen vernünftigen Grund, warum man Menschen klonen sollte. Um den Tod zu überwinden. Rheinberger: Auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen: Solche Fantasien sind einerseits pervers und andererseits völlig bodenlos. Wir müssen uns damit abfinden, zur sterblichen Sorte zu gehören. Sie haben gesagt, der Mensch habe sich zu seinem eigenen Modellorganismus erklärt. Dies hat auch Auswirkungen auf unser Selbstverständnis: Der Mensch wird zu einem Rohstoff, den man wie einen Getreidesamen beliebig manipulieren kann. Sehen Sie auf dieser Ebene Gefahren? Rheinberger: Das Menschenbild ändert sich ständig. Dagegen ist prinzipiell nichts einzuwenden. Wenn sich der Mensch selbst als Objekt in den Blick nimmt, so ist auch dies nichts Neues. Davon ist der ganze naturwissenschaftliche Zugriff auf das Verstehen des Menschen seit der frühen Neuzeit geprägt. Widerspricht dies nicht unserem gesellschaftlich akzeptierten Menschenbild: der freie Mensch, der einzigartig ist, der eine Würde, d.h. einen Zweck in sich hat und nicht auf ein Mittel reduziert werden darf? Rheinberger: Wir befinden uns in einer beständigen Spannung, oder vielleicht müsste man sagen: in einer Art schizophrenen Position: Einerseits bilden wir uns viel auf unsere Einzigartigkeit ein, andererseits umgeben wir uns mit Produkten, die aus wissenschaftlichen Objektivierungsversuchen hervorgegangen sind. Wir führen sie uns etwa in Form von Pillen sogar zu. Ich denke, diese Schizophrenie lässt sich nicht auflösen. Die Spitze der Objektivierung ist das Humangenomprojekt. Das Buch des menschlichen Lebens ist mittlerweile entschlüsselt, aber ist das Rätsel des Lebens auch gelöst? Rheinberger: Im Vorfeld dieses Projekts geisterten die seltsamsten Fantasien herum: Man dachte, man könne die Information, die einen Menschen ausmacht, auf eine CD speichern. Der ganze Mensch auf einer CD in der Westentasche! Wenn Sie nun heute schauen, präsentiert sich die Sache anders. Der Hype ist verschwunden. Die Wissenschaftler sagen: Die Entschlüsselung des Genoms war erst der Anfang, der uns jetzt erlaubt, zum Eigentlichen zu kommen. Erst jetzt beginnen wir die Prozesse in der Zelle zu begreifen, die viel komplexer sind, als wir noch vor wenigen Jahren dachten. Müssen wir wieder bescheidener werden? Rheinberger: Ja. Ich halte es für eine naive Vorstellung zu glauben, wir stünden kurz vor der Lösung des Rätsels vom Leben. Den Wissenschaftlern wird die Arbeit nicht so schnell

ausgehen. Und entsprechend werden auch die Wissenschaftshistoriker und Philosophen noch genügend zu tun haben. Interview: René Scheu

Hans-Jörg Rheinberger , 1946 in Grabs geboren, hat Philosophie studiert und in Molekularbiologie promoviert. Er ist Direktor des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte in Berlin. Neu ist sein Buch «Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie» (Suhrkamp, 2006) erschienen.